

## 41) Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

Aber noch wunderbarer war es mit G. Matland Wolsey Esqu. Auch er hatte ganz plötzlich sein Amt niedergelegt und, wie es hieß, seine großen promotischen Interessen einer andern Gemisshäre zugewandt. Es sah fast parodistisch aus nach der Rolle, die er gespielt hatte. Aber dies beruhte — wie auf die höflichste und undurchdringlichste Art, die nur möglich war, erklärt wurde, darauf, daß die Tochter eines Millionärs, mit der er eine längst geplante Verbindung zum Abschluß zu bringen sicher gehofft hatte, ganz unerwartet erklärte, sie wünsche ihre Wahl innerhalb ihrer eigenen Nation zu treffen. Dieser ziemlich seltene Patriotismus hatte abführend gewirkt auf Herrn Wolseys frühere Sympathien für das Land des stolzen Adlers. Auch er hatte sein Entlassungsgesuch eingereicht.

Inzwischen betrachteten alle Herrn J. D. Roth als tatsächlichen Parallelschreiber des Chicago-Kontors. Sämtliche Passagierdokumente wurden mit seinem Namen unterschrieben und wurden ihm von Mr. Fay, als einer Art Minister, vorgelegt. Auf sämtlichen Stempeln und Siegeln wurde nach seinem Namen ein W. A. — Agent des Westens — hinzugefügt.

Im übrigen war mehr als die Hälfte der Kontoristen würdig und tüchtig befunden worden, zu bleiben. Diejenigen dagegen, die Herr Ranch auf eigene Hand angestellt hatte, wurden am ersten August unbarmherzig gestrichen. Ihre Plätze waren sofort durch neue besetzt worden; aber die meisten von ihnen waren aus New York oder England, und Helge knüpfte keine neuen Bekanntschaften an. Er selbst stand vor seinem eigenen Schicksal ebenso abwartend, wie irgend ein Vär oder Stier der Börse vor der Lage des Marktes.

Er hatte ganz offen mit Herrn Roth gesprochen. Erst hatte er eine Gehaltsausbesserung gefordert. Die war ihm auch geworden; aber sie war lächerlich klein; eine Anfrundung eines Monatsgehalts, so, daß die Hauptziffer gleich blieb, nicht höher wurde. Also die Zulage bedeutete eigentlich nichts. Dann kam die Frage nach der zukünftigen Gestaltung seiner Aussichten. Darauf hatte der Agent ehrlich erwidert, daß er selber kaum so lange im Dienst der Gesellschaft zu bleiben gedächte. Alles deute auf Krisis, auf sämtlichen Gebieten des Geschäftslebens; in Amerika herrsche bestimmt die Dezenimusmacht. Damit würde das neue Jahrhundert beginnen, und dann wolle er, Roth, nach dem Süden, von dem er übrigens auch gekommen sei. Das war klarer Bescheid. Und Helge bedankte sich. Jetzt mußte er, hieß es warten und zusehen, was geschehen würde; und die ganze Lage erweckte in ihm den Gedanken, der sich bis zur Gewißheit steigerte: daß etwas geschehen müsse.

Nachts lag er wach und grübelte darüber nach, ob er denn daheim nicht einen einzigen Menschen hätte, an den er schreiben konnte. Wenn er schlief, träumte er oft, er sei daheim, ward im Traum von Entsetzen gepackt über all das Ungewisse, das ihm dort bevorstand. Wenn er erwachte, konstatierte er mit Erleichterung, daß es bloß ein Traum gewesen war. Aber wenn er träumte, er reise nach Amerika, so erfüllten ihn Angst und Qual vor dem, was ihn da erwartete. Und wachte er nach einem derartigen Traum auf, so gewährte ihm das keine Zufriedenheit, sondern brachte nur eine brennende Sehnsucht nach Schweden.

Manchmal träumte er, er sei noch klein und doch schon groß und gebe in die alte Elementarschule. Das war Marter und Tortur. Er war sitzen geblieben, und aus den unteren Klassen kamen kleine Jungen in Anziehschößen, die mehr wußten als er, trotzdem er in Amerika gewesen und lang aufgeschossen und erfahren war. Der verabschiedete Lehrer, Doktor Köller, trat mit seiner frommen Genschermiene ein und sprach über Naturkunde und Englisch. Und Helges englische Sprachkenntnisse waren wie wegblasen; er konnte nicht einmal das Hilfszeitwort to do konjugieren. — Aber ich bin doch zehn Jahre in Amerika gewesen! dachte er verzweifelt und ängstigte sich ab im Traum. Und Köllers Miene war heuchlerisch streng; er klopfte mit zwei Fingern auf die Innenseite

seiner Hand. — Komm her zu mir, Wendell sagte er. Gab ich Dir nicht gesagt, Wendell: zum letzten Mal warne ich Dich! Der Lehrer glich dem Apostel Markus auf dem Direrschen Gemälde in München, das Helge als Kupferstich auf der Newberrbibliothek gesehen hatte. Aber es war ein graublonder Markus, mit einem Pfeffer- und Salzbart. Dann erwachte er und sah den Tag grauen, drehte sich um und bohrte den Kopf ins Kissen. Zuletzt kam der letzte Morgentraum, der sich häufig an Bord eines Dzeandampfers abspielte; ob dieser aber heimwärts fuhr oder fort von Hause, das wußte er nicht. Es war der Dzean — ein Dzean ohne Land, und er hörte das Rollen der Wogen. Es brüllte, es rollte. Das Lösen war so stark, daß er erwachte.

Die ersten Stabelwagen glitten gen Süden, und die Gongs hallten wie verrückt.

Jetzt waren Griff und Hannover zurückgekehrt. Hugo war über Deutschland gereist, um die Erinnerungen an seine Studienjahre aufzufrischen. Aber er hatte keinen von den früheren Kameraden getroffen. Und so war er eines Nachts einsam von der einen Bier- oder Weinstube zur andern gewandert, bis er betrunken war, und war dann wieder davon gefahren. Von Schweden redeten sie wenig und mit Zurückhaltung. Machten da und dort kleine Anmerkungen zugunsten Amerikas, als wollten sie sich selber und Wendell überzeugen, daß es hier am besten für sie wäre. Aber nach einer Weile sahen sie stumm und starren in Gedanken versunken vor sich hin. Bis Mauriz mit einem Fluch auf den Tisch schlug und nach dem Aufwärter schrie.

— Die haben natürlich Erinnerungen an Verwandte und Eltern, Geschwister... dachte Helge.

Abends hockten sie bei Angel und tranken Weißbier mit einem Schuß Kümmel drin. Ein Viertel nach Zehn kam Martell. Klein und fein, ernsthaft, mit scharfem Gesicht und kurzem Schnurrbart, der wie ein Schnitt über die Lippe strich, ergänzte er Griff durch seine Energie. Aber beide waren gleich verchloffen und diskret.

Die Stube hielt an. Die Nachtlust hing gleich einem schwarzblauen Vorhang vor den geöffneten Türen. Sie zogen die Röcke aus, legten die Beine auf die Stühle und drehten die Auerbrenner ab. Die Glut aus den Pfeifen beleuchtete dann und wann ein Gesicht. So konnten sie stundenweise sitzen, in einsilbigem Gespräch.

Eines Abends sagte Griff:

— Die Bank hat mir so feige meine Entlassung angedeutet.

Bendell fuhr zusammen, und alle nahmen schweigend die Pfeife aus dem Mund.

Dann rief Hannover: —

— Na — zum Teufel...?

Hugo zuckte die Achseln.

— Tja.

— Tja — tja! Was soll denn dies weichliche Getue! eiferte Mauriz.

Helge aber fragte mit vor Eifer zitternder Stimme:

— Na, Hugo, fährst Du dann heim, nach Schweden?

— Nein, sagte Griff. Dort hab ich nichts zu schaffen.

Ich geh nach dem Süden — nach New Orleans hinunter; von dort hab ich ein gutes Anerbieten.

— Das stimmt, sagte der Doktor.

Auch Martell nickte Beifall.

Helge stellte sich im Geist die Stadt vor. Fieber aller Art, eine Stube über jede Beschreibung, Neger, Baumwolle, Alligatoren und Schlangen. Aber jedenfalls — neues Leben, Interesse, Nachfrage, Tüchtigkeit, Zukunft.

Später, als der kleine, dicke Böhmijsche Angel eine neue Auflage großer, eisgekühlter Gläser aus dem größeren Parraum gebracht hatte, sagte Martell:

— Ich reise auch bald.

Diesmal drehte der Kaffee die Auerflamme auf. Und in dem weißgrünen Licht starteten alle den Bibliothekar an. Der nickte lächelnd:

— Jawohl, ich hab' auch einen Wink bekommen, daß ich überflüssig bin.

Und er berichtete, daß er, seitdem er in Gemeinschaft mit ein paar andern gebildeten Europäern die neuen Samm-

lungen geordnet und katalogisiert hätte, dem amerikanischen Oberbibliothekar lästig geworden sei. Dieser, der kein Fachmann war, hatte keine Ahnung von Büchern, und seine unglaubliche Unwissenheit rief Situationen hervor, die der Würde des Instituts zu schaden drohten. Bei einer Inspektion hatte er mit einer Menge von Fachfragen um sich geworfen, die er jedoch sämtlich in unrichtiger Reihenfolge vorbrachte. Dabei hatte er sogar Autornamen erdichtet und Büchertitel erfunden. — Wir sind Kleine und Große (hatte er beispielsweise lächelnd und mit geläufiger Zunge zu den Mitgliedern der Kommission geäußert); aber Große sowohl wie Kleine müssen so zusammenwirken, daß alles ein einziges Großes wird, wie der französische Klassiker Dutois 1772 im zweiten Teil seiner „Moral und Geschichte“ so treffend sich ausdrückt... Und die Inspezierenden, die ungefähr auf demselben Niveau standen wie der Bibliothekar, hatten seine Gelehrsamkeit bewundert.

Der kleine Schweizer flammte in Empörung und Zorn hoch auf.

— Idioten sind es, Analphabeten! rief er.

Alle mußten lachen.

— Aber er ist verwandt mit den Erben des Testators, fuhr er fort, und sitzt fest auf seinem Platz. Und ich geh gern. Ich habe ein Angebot von der Kongressbibliothek in Washington.

— Bravo! rief Hannover.

Und Selge dachte bitter — bitter gegen sich selber und für sich selber:

— Ja, alle haben sie Angebote und taugen zu irgend etwas und kommen los und vorwärts... Bloß ich — bloß ich...

— Ich gehe auch! sagte er plötzlich.

Er erklärte, wie er sich gedacht hätte, sich ein Freibillet bis nach Stockholm zu verschaffen. Natürlich unter der Versicherung, daß es sich nur um einen Urlaub handle. — Roth übrigens sage ich ganz offen, wie es ist.

Griff nicht Weisfall. Hannover aber brummte:

— Und was Teufels willst Du in Stockholm anfangen?

Selge schloß die Augen. Ja, was sollte er da wohl anfangen?

— Ich kann es ja für den Anfang auf einem Kontor versuchen. Ich kenne das doch jetzt von hier draußen — ich weiß eine Menge — und dann die Sprache... Ich bin nicht der Mensch von damals...

Das war wahr. Er war nicht mehr derselbe.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Leiermann.

Von Erik Juul.

Als er aus dem Krankenhaus, wo man ihm beide Beine amputiert hatte, entlassen worden war, verschafften ihm gute Menschen einen Leierkasten, damit er sich auf ehrliche Weise sein Brot verdienen könne.

Das war nun viele Jahre her. Selten nur dachte er zurück an die Zeit, da er wie andere auf relativ wohlgeformten Beinen umhergegangen war. Der Mensch, der er damals gewesen, erschien ihm nun fast fremd. In Gedanken sah er sich als einen kräftigen jungen Mann, so groß und wohlgebacken, daß er seinen Mitmenschen über die Köpfe hinweg sah, und er empfand eine gewisse Bewunderung und Ehrerbietung für sein früheres Ich. Aber er hatte keinerlei Verbindung mit sich selbst aus jener Zeit, er war gleichsam umgeschaffen, ein ganz anderer geworden, seitdem er aus dem Krankenhaus gekommen, einen halben Meter, — nein siebenundfünfzig Zentimeter kürzer als früher, denn sein früheres Ich moß hundertzweiundachtzig und sein jetziges nur hundertfünfundsiebzig. Er erinnerte sich genau, wie die Menschen von oben her ausgehört hatten, während er sie nun von unten her, von seinem niedrigeren Standpunkt aus sah. Er selbst und die ganze Welt war wie umgeschaffen. Der einst so kräftige, ausdauernde Arbeiter war nun ein verträumter, philosophierender Krüppel geworden, der auf der Landstraße, zwischen der Stadt und dem Park seinen Leierkasten drehte.

Im Laufe der Jahre hatte die Großstadt ein Stück nach dem anderen von der Landstraße verschlungen. Die Häuser hatten sich immer weiter hinausgezogen, und hinter dem Park breitete sich nun der große neue Kirchhof aus.

Es war ein feierlicher Anblick, als der erste Leichenzug sich auf dem Wege zeigte. Ein wichtiger Moment für den Leiermann — die Einleitung zu einer neuen, blühenden Zeit.

Der Ernst der Situation ergriff ihn. Er suchte nach einer geeigneten Willkommensmelodie für den stillen Zug, der auf ihn zukam. Aber er war nicht vorbereitet. Schweigend ließ er den

Zug passieren. Den Hut in der Hand, den Kopf gesenkt, beugnete der Krüppel der Einweihung zu der neuen Aera, die nun für ihn beginnen sollte.

Viele Jahre vergingen, viele Leichenzüge folgten diesem ersten — Tag für Tag, Leichenzug nach Leichenzug, Gefolge nach Gefolge aus der großen Stadt nach dem Kirchhof, der sich immer weiter ausbreitete über die Felder und Wiesen hinter dem Park. Ein Fünfpfennigstück wurde zu dem anderen gefügt, von dem Leiermann in Silber und in Papier umgewechselt und auf Zinsen gegeben, denn der Strom der Passanten wuchs mit jedem Jahr. Witwen und Waisen, Frauen mit schwarzen Säclern und Männer mit Trauersternen zogen am Alltag und Feiertag scharrenweise vorüber, und am Wege stand der Krüppel und drehte seinen Leierkasten. Der Hochzeitsmarsch aus „Lohengrin“ lockte Tränen aus den Augen der Witwen, Chopins Trauermarsch ergriff das Gemüt starker Männer, Integer vitae rührte groß und klein, und vermag man die Herzen zu rühren, so öffnen sich die Hände leicht zu kleinen Spenden, und „viele Kördchen machen einen Haufen“, sagen verständige Leute.

Jeder hat seine kleine Eitelkeit, seine Wünsche und sein Ziel hier im Leben. Auch der Leiermann hatte ein solches, und zwar eine, wie er es nannte, rechtschaffene Beerdigung. Er wollte als Leiche erster Klasse zu Grabe getragen werden.

In all den Jahren, während er in Regen oder Schnee oder in stechendem Sonnenschein, den Hut in der Hand am Wegrand gesessen, hatte er die Leichenzüge studiert, die vorüber kamen. Hatte gesehen, wie man die Toten ehrte durch Kränze mit Bändern und Flor. Die in Trauer geklückten Pferde nickten mit ihren federgeschmückten Köpfen, und in den silberberzierten Wagen standen die Särge auf verfilberten Löwenfüßen. Langsam und feierlich kamen die Züge heran. Wagen mit Blumen folgten den Leichen, darauf Landauer, einer nach dem andern, in langen Reihen, während die Vorüberkommenden bewundernd und entzückt dem feierlichen Zuge nachblickten.

Eine solche Beerdigung war das Ziel seines Lebens. Langsam und würdig wollte er zu Grabe geführt werden, bewundert und womöglich beneidet von denen, die seine letzte Fahrt sahen. Voller Mitleid folgte sein Blick einem Leichenbegängnis zweiter oder dritter Klasse, das in hastigem Tempo über die holprige Landstraße rasselte. Das vergnügte Gesicht des Krüppers, das ewige Knallen der Peitsche, die mageren braunen Pferde vor dem einfachen Leichenwagen ohne Franzen und Draperien erfüllten ihn mit Entsetzen und Abscheu vor dem Tode, der bei einer Beerdigung erster Klasse in so feierlicher, ehrwürdiger Form auftrat.

Und dann sollte der Sarg groß und lang sein — innen mindestens hundertzweiundachtzig Zentimeter.

Es war doch wunderbarlich mit den Beinen, die er nicht mehr hatte. Der Pastor im Krankenhaus hatte ja gesagt, daß er am jüngsten Tage als ein vollkommenes Geschöpf wieder auferstehen würde, sofern er sich nicht hier auf Erden schlecht und unchristlich gezeigt hätte. Und dazu hatte er keine Veranlassung, wenigstens nicht während der vielen Jahre, da er Krüppel war. Aber wie es zugehen sollte, daß die armen zerquetschten und amputierten Beine wieder zurecht kamen, das war eine Sache, die ihm Angst und Kopfzerbrechen bereitet.

Neben ihm, in demselben Stockwerk wohnte Frau Olson, hilfsbereit und freundlich von früh bis spät, weshalb die Nachbarn viel darüber zu reden hatten, daß sie bei dem Leiermann ein- und ausgehe. Doch sie wußte es besser — nie war er ihr mit einem Wort, einer Miene oder einer Gebärde zu nahe gekommen während all der Jahre, in denen sie Wand an Wand wohnten. Sie war Witwe, kinderlos und also ihr eigener Herr, soweit sie nicht von morgens bis abends bei fremden Menschen für zwei Kronen täglich und freie Kost scheuerte und wusch. Zwei Kronen und freie Kost, das war die Tage für des Tages Arbeit im Kampf mit Schmutz und Unrat bei fremden Menschen. Doch Frau Olson hätte sich das Leben nie anders gewünscht, noch darüber geklagt, wenn nicht das mit der Kost gewesen wäre. Mit der Kost in den Familien, zu denen sie kam. In den ersten Jahren, da sie noch jung und unerfahren war, wedte diese Kost ihr Erlaunen. Sie kam zu Generalen, Grafen, Baronen, Bürgermeistern, Großkaufleuten, Redakteuren — zu allerlei Menschen, aber bei allen bekam sie Schweinefleisch. Gerade an dem Tage, da sie kam, um reinzumachen oder zu waschen, gab es stets das gleiche fette, derbe Essen, und Frau Olsons Wagen vertrug das viele Fett nicht. Sie versuchte es mit Milch und Kaffee, wurde Vegetarianerin, aber da verlor sie die Kräfte, und ihre Kunden verloren das Vertrauen — und so gab sie den Kampf auf, aß Schweinefleisch, Bohnen, Rüben, Erbsen, Kohl und all die derben Speisen; denn wenn sie nicht kräftig aß, konnte sie sicherlich auch nicht kräftig arbeiten, erwoogen ihre Munden, die eben deshalb alle an dem betreffenden Tage für nahrhafte Kost sorgten.

Frau Olson wollte es dem Leiermann gern so behaglich wie möglich machen. Deshalb kochte sie an ihrem freien Tage, dem Sonntag, für ihn das Essen und bereitete ihm seine Lieblingspeisen — Kohlsuppe und Schweinefleisch — auch am Sonntag! Und sie zählten gemeinsam seine Schätze, und Frau Olson träumte von Abrikosfranz und Brautfleisch, von Ehebett und eigenem Haushalt, von seiner Küche: Fisch, Kalbfleisch, Bouillon, Eier, Omelette und nur am Sonntag Vaters Leibgericht — fettes Schweinefleisch mit Kohl und Erbsen.

Frauenwille ist Gotteswille, aber der Tod ist stärker als die Frau.

Es war ja nicht möglich, daß der Leiermann nasse Füße bekommen hatte, während er im Herbst bei Schmutz und Regen draußen am Wegrand stand und seinen Leierkasten drehte; das konnte also nicht die Ursache sein zu der Erkältung, dem Husten und den Schmerzen im Rücken, zwischen den Rippen und in der Brust. Frau Olson ließ ihn zwei Tassen anziehen, und er trabte mit seinem Instrument hinaus zum Kirchhofsweg, denn der Herbst war seine beste Saison, und es ging nicht an, sich auf die Bärenhaut zu legen, wenn man sein Ziel erreichen wollte, einmal im Galavagen mit Silberschmuck zu Grabe gefahren zu werden.

Zum zweitenmal mußte das Krankenhaus sich seiner annehmen. Von der Landstraße aus wurde er hingebacht — er fiel auf seinem Posten, sagte Frau Olson später, denn lange Zeit verging, ehe sie sich von ihrem Schmerze zu erholen und ein so vernünftiges Wort zu sprechen vermochte.

Auf der schwarzen Tafel über dem schmalen Eisenbett im Krankenhaus stand eine Nummer und wunderliche mit Kreide geschriebene Buchstaben und Zahlen. Pleuritis 33 — 40 — 41 stand da — und die Schwester sah am Bett des Kranken, seine Hand in der ihren, und hörte gebüßig seine Phantasien mit an von einem Sarg mit Engelsköpfen und Löwenfüßen in einem Leichenwagen mit Draperien und Franzen und schwarzen Pferden mit Schabraden und Federbüschen — und sie mußte lächeln bei der letzten Wille des armen Krüppels, daß der Sarg innen hundert-zweihundert-zweiundachtzig Zentimeter lang sein sollte.

Am nächsten Morgen wurde die Tafel abgewischt und das Bett erneuert, um den nächsten Patienten in Empfang zu nehmen, der wohl auch sein Lebensziel erreicht hatte. Ständig passierten viele Leichenzüge die Stadt — über die Landstraße zu dem großen Kirchhof — seine Leichen, Leichen zweiter und dritter Klasse. Der Leiermann ist nicht unter ihnen. Er war ein Krüppel ohne Familie, und die Ärzte fanden ihn interessant. Die Dozenten, Kandidaten, Studenten — jeder nahm etwas von ihm, und sie trugen die Verantwortung, wenn er am Tage des Gerichts seine Glieder jammeln soll, sagte Frau Olson, die zu spät kam mit dem ein Meter zweihundert-zweiundachtzig Zentimeter langen, mit Engelsköpfen und Löwenfüßen geschmückten Sarg.

Und das Gericht mußte eingreifen, und es nahm alles, mit Haut und Haar; der Leierkasten, das Bett, die Sparfassenbücher, alles wird nun von der Behörde aufbewahrt, die nach den Erben sucht.

Aber Frau Olson steht draußen und kann singen: „Ach du lieber Augustin, alles ist weg.“ Und sie trocknet sich die Augen, geht wieder in die Familien, scheuert und wäscht und isst Schweinefleisch, Kohl und Erbsen — bis zu dem Tage, da sie denselben Weg gehen wird wie der Leiermann.

(Uebersetzt von Ahea Sternberg.)

## Strindbergs „Frauenhaß“.

Bei Gelegenheit der Besprechung Strindberg'scher Werke (besonders Dramen) ist von Strindberg'scher Frauenpsychologie, vor allem aber von seinem Frauenhaß gesprochen worden. Immer wieder hat Strindberg Frauencharaktere geschildert. Am meisten in seinen Dramen. Die Art, wie es oft geschah, hat ihm den Titel eines Frauenhassers eingetragen. Es verlohnt somit vielleicht, die Frage nachzuprüfen, ob St. dieser große Haßer auch gewesen sei; es verlohnt sich jedenfalls, auf dies interessante psychologische Problem das Augenmerk zu richten. Ja, ich möchte sagen, daß St. Frauenhaßer gewesen sei, erscheint den meisten so evident, daß der Kunst- und Kulturpsychologe daraus die Mahnung ziehen dürfte, nun einmal genau nachzuprüfen, wie es sich damit verhält. Strindberg's persönliches Leben kann hierbei ruhig ausgeklammert werden, einmal, weil nicht sein persönliches Leben zur Debatte steht, sondern seine Kunst-, Lebens- und Menschenanschauung; zum zweiten, weil Strindberg gerade zu den Menschen und Dichtern gehört, die ihr Leben ganz furchtbar, tragisch ernst nahmen, denen die Kunst aus ihrem schmerzreichen Leben floß (und nur daher) — kurz: deren Kunst im wesentlichen nichts anderes ist als die Darstellung ihres Lebens, oder: als die in der Darstellung sich manifestierende Ueberwindung des Lebens.

Wir brauchen also als Unterlagen wirklich nichts anderes als die betreffenden Dichtungen. Und da muß man ja sagen, verständlich ist es schon, daß die Meinung von Strindberg's fanatischem Weiberhaß aufkam; denn wie er das Problem der Frauenpsychik sowie das Problem der Ehe ansatzte in seiner Dichtung, vor allem in einer Reihe Dramen (Der Vater, Kameraden, Fräulein Julie, Gläubiger usw.), das zeigt sowohl geniale wie einseitige Psychologie. Das zeigt aber auch den gewaltigen Dichter, der bei aller Einseitigkeit groß bleibt. Und vor allem: wenn man nicht sieht, was dahinter liegt, hinter diesem scheinbaren Fanatismus, mit dem er (mit unerschrockener unerbittlicher Hand) die Seele der Frau, seine eigenen Wunden, seine eigenen Sehnsüchte und die immer wieder aus dem ehelichen Zusammenleben ausbrechenden Konflikte des Mannes wie der Frau bloßlegt — ich sage: wenn man nicht sieht, was dahinter liegt, gewinnt man weder vom Dichter

Strindberg noch von den zur Rede und Debatte stehenden Problemen das rechte Bild.

Strindberg war nicht im mindesten der Mann, der aus „Haß“ seine Werke schrieb. Wenn er also die Eheprobleme, die Probleme des Zusammengeschlossenseins von Mann und Frau in der Ehe behandelte, so bedeutet das eben, daß er (als echter Forscher und Psychologe) diese Probleme und Phänomene als ungeheuer wichtig ansah, mit denen er als Kulturpsychologe und Dichter sich auseinanderzusetzen mußte. Das Interesse Strindberg's an diesen Dingen lag natürlich verankert in seinem persönlichen Leben; aber das bedeutet wenig; er fühlte, sah, erlebte hier Weltkonflikte, Welttragik. Seine Psychologie in den in Betracht kommenden Dichtungen ist ganz furchtbar scharf, wahr — und einseitig. Das bringt vor allem den Eindruck hervor, er hasse das andere Geschlecht. Versticht man hier das Wort Haß in üblicher Weise, wird die ganze Meinung über Strindberg falsch.

Im tiefsten Grunde, meine ich, hat kaum je ein Dichter die Frauen mehr geliebt, als gerade Strindberg. Er log nur sich und den Frauen nichts vor. Er wollte keine Abgründe mit dünnen Brettern überbrücken. Er riß vielmehr die Bretter, die Konvention und Gesellschaft darüber gelegt hatten, mit fühnen Händen fort und zeigte, selbst schauernd, andere schauernd machen, hinab in die gähnenden Tiefen der Menschenseele. Er liebte die Frauen mehr als sie sich selber liebten — er hatte ein Ideal vom Weibe, und er liebte den höheren Typ Weib. Man könnte ja fragen, ob ein Mann gerade am meisten bejugt sei, das Ideal des neuen Weibes aufzustellen. Und ich will die Frage hier auch nicht lösen. Wir stehen aber vor der unabweisbaren Tatsache, daß die Männer aus Antriebe ihre Ideale von der Frau nun einmal machen, und umgekehrt die Frauen vom Mann. Hier aber, bei Strindberg, spricht für St. die in der Tat bohrende, wenn auch qualende, so doch wahrheitsburchige Psychologie der Frau.

Folgt man nun aus der Tatsache, daß die Frau bei St. so oft „schlecht wegkommt“, er sei ein Frauenhaßer gewesen (und nur das), so ist das nicht weitblickend genug. Denn hinter all diesen Werken, in denen scheinbar der Haß wütet, steht, ungeschrieben, die große Liebe und vor allem die gewaltige Sehnsucht Strindberg's nach dem lieben und gütigen Weibe. Steht auch in anderen Werken direkt geschrieben. Er wollte sich nicht, weltmännisch lächelnd, mit einem „so sind sie nun einmal“ mit der Frau absindigen; er hatte den brennenden Blick in die Zukunft. Er lebte nach Erhöhung und Verbollkommenung. Und darum ist es so verkehrt, beim Worte vom „Haß bei Strindberg“ stehen zu bleiben (welcher Haß nur scheinbar ist) und nicht zu sehen, wie er sich lehnt nach dem neuen Weibe und seiner Liebe...

Einseitig war er in seiner Psychologie, in der Bewertung der Eheverhältnisse und -probleme. Das ist ein Manko bei ihm. Er berücksichtigte nicht, wie viel den Konflikten der Ehe, dem auflodernden Gegensatz zwischen Mann und Frau — auf Rechnung der ganz einfachen banalen Tatsache zu setzen ist, daß Mann und Frau ja eben zusammen leben müssen. Daß sie so verletzt sind. Jog nicht in Erwägung, ob nicht, wenn zwei Frauen oder zwei Männer ebenso unlöslich zusammengebunden wären, dann nicht ebensolche Konflikte herauskommen würden? — Hier liegt meines Erachtens der Kern der Frage. Hier hätte psychologische Forschung anzusetzen, wenn sie etwa darüber Klarheit schaffen will, ob die „Schuld“ an den Ehekonflikten vorwiegend die Frau oder den Mann trifft.

Aber die Frage wird kaum zu lösen sein. Der Begriff des „Schuldseins“ sollte hier ganz fortgelassen werden (sollten Eheleute auch gar nicht kennen). Es sollte ganz einfach der (vorhandene) Gegensatz der Geschlechter scharf ins Auge gefaßt, tief erlebt werden. Das ist die Aufgabe und das Problem des Künstlers (auch bei Strindberg). Die Praxis des Lebens sucht das Kompromiß des tatsächlichen und möglichen Zusammenlebens zu finden. — Ein genialer Dichter wie Strindberg, ein so unerschrockener Dichter dann fordern, daß er immer gehört wird; denn groß ist er immer, auch dort, wo er (selten) einseitig wird. Karl Röttger.

## Kleines Feuilleton.

### Weihnachtsmarkt.

A. Voigtländers farbige Steinzeichnungen. Will ein Wandbild gute Freundschaft mit uns halten, so muß es sich neben uns mit eigener Kraft behaupten können. Es genügt nicht, daß es sich in unseren Stimmungen und Gedanken fügt; es muß mit uns harmonieren, aber zugleich stärker sein als wir selbst, so daß es uns mitzwingen kann und wir ihm willig folgen. Wer möchte ein Bild in seine Stube hängen, das ihm ärgerlich ist? Wie kann der bildnerische Wandschmuck in Gastwirtschaften uns die gesuchte Ruhe beeinträchtigen, oder wenigstens: wie gleichgültig bleibt er uns oft! Und doch brachte der Wirt die Bilder an die Wand, um seinen Gästen die Gemütlichkeit und die Lust zum Weiben zu erhöhen. Der Kneipwirt, der für viele sehr verschieden geartete Menschen sorgen muß, hat's freilich besonders schwer. Aber in unseren Wohnstuben sind wir selber Herr, und hier werden wir uns, sollen wir uns gegen das Ärgerliche und Gleichgültige auflehnen wie Faust gegen den ungebärdigen Pudel:

Soll ich mit dir das Zimmer teilen,  
 Pudel, so laß das Heulen,  
 So laß das Wellen!  
 Solch einen lörenden Gesellen  
 Mag ich nicht in der Nähe leiden,  
 Einer von uns beiden  
 Muß die Zelle meiden.

Das Wandbild muß also unsere Stube durch eine für uns persönlich wertvolle Gabe bereichern. Das kann geschehen durch die Mittel der Farbe und durch seinen gegenständlichen Inhalt. Es kann unserem Bedürfnis nach Ruhe nützen, aber es soll uns nicht schlaff machen. Staub und Schlacken soll es von unserer Seele nehmen, so daß sie ihre Kraft frisch zurückgewinnt zu neuem Wollen und Handeln. Deshalb verdienen einige Bilder, die der Verlag Voigtländer, Leipzig, in diesem Jahre geschaffen hat, Anerkennung. Sie gehen auf tuchtige, man muß sagen: monumentale Größe aus.

Das Gewaltige der Natur kann auch im einzelnen ihres schöpferischen Zeugens verfinnlicht werden. Bäume, die frei und wild wachsen, unumschränkte Herrscher über Licht, Luft und Boden, können zu mächtigen Individualitäten werden. Zwischen den Aedern, in den Heiden, an Flußufern und Seeflächen gedeihen solche Geschöpfe. Karl Mayer-Sieberg hat auf seinem Werke „Aus märkischer Heide“ (S. M.) zwei Föhren dargestellt, die sich mächtig gegen einen Himmel voll grauer, schwerer, gießender Regenwolken abheben. Richtig ist ihr Umriß, von ungestüher Urwüchsigkeit. Letzte Wetterzeugen sind sie in hartem Kampfe geworden, in trotzigem Widerstande gewachsen, hoch über flaches Land und niederes Buchholz hinaus. Hans Hartig geht in seinem „Hünengrave am Weere“ (S. M.) aufs Gigantische aus. In einer Gruppe uralter, aber lebensstarker Eichen, die ein granitnes Steingrab umschließen und in bossem, eindringendem Sonnenlicht stehen, paßt er die unverwundliche Natur und die ewige Zeit in eins. Der Teubner'sche Verlag hat vor halb anderthalb Jahrzehnten ein von Wiese gezeichnetes Hünengrab auf stürnische Nachtiger Heide herausgebracht, das sehr bekannt geworden ist; dies Hartig'sche Bild ist ihm ebenbürtig. In seiner Gesamtidee, die in dem Dunsbild zwischen den mächtig über dem Grabe sich wölbenden Eichen gegen den blauen Meerhimmel hin gipfelt, ist es sehr glücklich und so auch im einzelnen, besonders in dem Vordergrundbaume, der seine Wurzeln wie klammernde Pranken auf dem Boden ausstreckt und wie Riesennie aufsteht.

Neben diesen Bildern voll knorriger Kraft gibt Voigtländer eine Anzahl Blätter, die auf die friedliche, lichtfarbige Schönheit der Natur ausgehen. Der „Frühling in der Campagna“, den Fritz Genutat gezeichnet hat (S. M.), opfert der Lust am Föhn der Verge: auf fastig grünem Berghange, durch Steinblöcke und einen aufgestäubten Ginsterbusch schräg gegen den blauen, weißbewölkten Himmel abgegrenzt, lagert in groß gegebener Figur ein frischgejunger, starker Dube mit zerfleuterten, gestickten Hosen. Die Bildidee ist nicht neu, aber den Steinzeichnungen fehlte sie bislang, zumal in dieser guten Ausführung. Neu ist aber die Reihe kleiner breitgehaltener Städte- und Landschaftsbilder, die unter dem Titel „Aus deutschen Landen“ eingeführt werden. (Jedes Blatt 1,20 M.) Sie eignen sich sehr gut für den Platz unter größeren Steinzeichnungen. Was uns vorliegt, ist meist in kräftig-flüssigen Farben gegeben: besonders B. Schwabes Altfrisisches Bauerngehöft, Plontkes Kreuzkirche und Dom in Breslau, Maters Schloßburg an der Wupper. Das Lübecker Holstentor von Linde hält sich in der Farbe zurück und will mehr die architektonische Eigenart wirken lassen. Engelharts Gartenhaus Goethes in Weimar verliert leider bei künstlichem Licht, weil die duffig blaue Laubfarbe des Hintergrundes weggezogen wird; tags aber mutet das Bildchen farbig höchst reizvoll an. In größerem Format ist Nikutow'sk's Stadtbild „Lauffenburg am Rhein“ gehalten (4 M.), ein bräunlich abgeöntes Blatt, das die alten Häuser der Rheinstadt nahe der Brücke in herblicher Stimmung zeigt und auf blauem oder grauem Wandgrunde als farbiger Fleck einen Zweck haben mag. Darüber hinaus dürfte allerdings eine Wirkung nicht zu spüren sein. frd.

**Erziehung und Unterricht.**

Modellieren, eine nützliche Beschäftigung. Jeder weiß aus eigener Erfahrung, wieviel Freude das Formen und Umbilden fuchbaren Stoffes bereitet. Wie gern benutzen Kinder feuchte, lehmige Erde oder Ton, um die verschiedensten Dinge daraus zu bilden. Leider steht diese Beschäftigung bei den Müttern nicht in bestem Rufe. Die Hände werden schmutzig, und das angeborene Reinlichkeitsgefühl veranlaßt das Kind, jede Unsauberkeit seiner Hände durch Abwischen an den Kleidern zu beseitigen. Ein Stübchen allen Stoffes hätte demselben Zweck weit besser gebietet. Welches Kind denkt aber daran, zuerst einen alten Lappen zu holen, wenn der Stoff zum Schaffen lockt? „Einmal und nicht wieder!“ hat schon manche Mutter zu ihrem Kinde gesagt, das diese reizvolle Beschäftigung auch in der Stube fortsetzen wollte. Mit betrübter Miene würde der edle Stoff beiseite geschafft. Wie fein liebten sich allerlei Dinge für den Gemüse- oder Väterladen, Hänfel und Grotel mit der Hege, Reiter und Moß, Haus und Hof daraus formen. Es ist ein Jammer! Nur in der oder der Schule gibt es Modellierstunden! Aber man muß sie besonders bezahlen!

Wenn doch lieber die Schreibstunden extra bezahlt werden müßten! — Das Modellieren unterbleibt.

Nicht jeder weiß, daß das Modellieren nicht nur für die Veseitigung der Langeweile gut sei. Es gibt kaum eine andere Beschäftigung, die den Geist in gleichem Maße zum Nachdenken, Beschauen, Vorstellen, zum Vergleichen und Urteilen anregt. Es ist noch etwas ganz anderes, ob man einen Mann maßt oder formt. Viel deutlicher erscheinen die Mißverhältnisse, viel zwingender fordert jeder Fehler seine Veseitigung und Verbesserung. Wie oft und wie genau muß man eine Frucht von allen Seiten ansehen, ehe die Nachbildung ihrer Form in natürlichen oder veränderten Größenverhältnissen gelingt. Es gibt kein besseres Mittel, das Auge zum genauen Sehen zu erziehen. Leider kostet das Formen viel Zeit, so viel, daß die Schule sie nicht aufwenden zu können glaubt. Und doch, wieviel Zeit könnte erspart werden, wenn die Kinder besonders in den ersten Schuljahren ihre Augen besser gebrauchen lernten! Noch etwas anderes gibt es zu bedenken. Bei dem Formen muß mit beiden Händen gearbeitet werden, auch die „linkische“ Linke muß helfen. Das ist nicht nur deshalb wichtig, weil diese Hand auch geschult wird, sondern hat, wie Ärzte nachgewiesen haben, noch den Vorteil, daß das Nervensystem vor einseitiger Belastung und Ueberanregung bewahrt und dabei gesunder bleibt.

In jede Schule, jede Kinderstube gehört ein Klumpen feinerer Masse, mit der sich die Kinder nupbringend beschäftigen können. Dafür, daß die Stuben nicht mehr schmutzig werden, ist gesorgt. Die Industrie bringt eine Modelliermasse, Plastilina oder Plastizin genannt, in den Handel, die vor dem gewöhnlichen Ton den Vorzug hat, daß sie nicht erhärtet, sondern immer wieder verwendet werden kann. Sie schmutzt nicht wie jener, wenn man die Kinder anzuhalten versteht, daß sie bei der Arbeit an einer Stelle bleiben, die angefertigte Masse nur auf einer Unterlage von Linoleum, einer alten Schiefertafel oder einem Brett verarbeiten und sparsam jedes abfallende Teilstück an den Vortalsklumpen andrücken. Plastilina ist billiger als Wachs und in den verschiedensten Farben künstlich. Besondere Werkzeuge sind nicht erforderlich. Für Kinder reicht ein zugespitztes oder schneidbäumig zurechtgearbeitetes, hartes Holz zur Behandlung der Oberfläche, ein haarnadelartig gebogener Draht zum Anarbeiten von Höhlräumen vollständig aus. D.M.

**Naturwissenschaftliches.**

Die Pflanze als Ofen. Unter diesem Titel behandelt Dr. D. Damm in der „Natur“ die eigentümliche und wenig bekannte Tatsache, daß auch die Pflanze gleich den Tieren und den Menschen eine Atmungswärme besitzt, die nur deshalb wenig auffällig ist, weil die dünnblättrige, vielzergliederte Pflanze die Wärme sehr leicht ausstrahlt. In gewissen Blüten, so in denen des in jedem Frühling in Auen und Raubwäldern blühenden Kronstabs, speichert sie sich aber so merkbar, daß man jederzeit durch ein kleines, in die Blüte eingeführtes Fieberthermometer wahre „Fiebertemperaturen“ bis zu 30 Grad Celsius nachweisen kann. In italienischen Verwandten dieser Pflanze hat man sogar an 50<sup>0</sup>/<sub>10</sub> gemessen.

Neuestens hat es sich nun auch herausgestellt, daß Baumblätter (Birken-, Linden-, Weibhuchen- oder Nußbaumblätter) durch ihre Atmung sich beträchtlich bis zu 43 und 59 Grad Celsius erhitzen können, wenn man sie in größeren Massen beisammenlegend vor Wärmeabgaben schützt.

Auch in das praktische Leben greift diese Frage hinein durch die sogenannte Selbstentzündung des Heues, die schon oft Brände verursacht und Brandstifterprozesse heraufbeschworen hat. Jeder Landarbeiter weiß es, daß man feuchtes Heu nicht einfahren darf, weil schon nach einigen Tagen sich im Innern des Heuhakens solche Hitze entwickelt, daß man die Hand nicht mehr hineinstecken kann. 70 bis 80 Grad Celsius sind da keine Seltenheit. Diese gefährdete Selbstentzündung des Heues hat aber, wie Untersuchungen von M. i. e. endgültig zeigten, nichts mit der Atmung der Gräser, wohl aber mit der von Bakterien und mikroskopischen Pilzen zu tun, die auf ihnen leben und von denen eine Form, der Bacillus calfactor erst bei 60 Grad Celsius anfängt gut zu gedeihen.

Solche Bakterien finden sich in der Luft ständig, es ist also überall durch diese heizenden Pflänzchen die Möglichkeit einer Brandstiftung im Heu gegeben. Unbegreiflich ist hierbei jedoch noch immer, wie durch sie die Entzündung des trockenen Grades bewirkt wird, da dieses doch erst bei zirka 300 Grad Celsius auffammt, während keiner dieser Pflanzenofen mehr als 80 Grad erzeugen kann. Man hat sich hier mit der Annahme helfen müssen, daß sich bei dieser Temperatur im Heu langsam flüchtige Gase bilden und die Pflanzenmasse sich in eine feimporöse Kohle umwandelt, die ganz den Charakter des sogenannten „Platinmohrs“ in den neuerdings wieder in Mode gekommenen Feuerzeugen besitzt. Sie gerät leicht ins Glühen und so entsteht auf rein chemisch-physiologischem Wege ein Brand, dessen Möglichkeit man so lange bestritten hat, bis durch diese Untersuchungen die soeben in Kürze geschilderten Tatsachen ganz unzweifelhaft geworden sind.

Es erscheint sogar nicht unmöglich, daß sich nun die Technik auch dieser Wärme erzeugenden Pflanzen annehmen und uns vielleicht schon bald lebende Fußwärmer oder sich selbst heizende Kleider beschaffen wird.